

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 11

Artikel: Warum gibt es keine guten Dienstboten?
Autor: Reguier, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mehren sich. Schon zeigen sich in der Ferne die Minarets von Damascus. Der kahle Berg links ist der Dschebel Kasjun, wo nach muslimitischer Tradition Adam gelebt hat und Abraham zur Erkenntnis des einigen und alleinigen Gottes kam. Auch soll hier Kain den Abel erschlagen haben, wovon das Gestein für immer die rötliche Farbe des Blutes bekam! Im Talgrunde von Dummar sind es hauptsächlich fette Wiesen und mächtige Rußbäume von herrlichem Wuchs, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden erregen. Die schwarzen Kuppeln und zierlichen Minarets eines uralten Derwischklosters (Tekkije), sowie muhammedanische Friedhöfe erinnern uns, daß wir gleich in Damascus ankommen werden. Meine Uhr weist 10 Minuten auf 4 Uhr. Um 4 Uhr sollten wir programmäßig einfahren.

Ueber all dem Sehen und Schauen habe ich beinahe vergessen, nach meinem Gepäck mich umzusehen. Schon pfeift der Zug, wir brausen ans Stationsgebäude heran, wo eine Unzahl müßiger Spaziergänger neugierig die aussteigenden Passagiere mustern. Doktor M. mit seinem Apotheker erwarten mich an der Station. Ich erkenne die Herren gleich, sowohl am englischen Typus des Doktors als am Telegramm, das der kleine arabische Apotheker der Vereinbarung gemäß schwingt. Die Herren hingegen reognosciren mich nur mit einiger Mühe, da sie durch ein netisches Versehen des Telegraphisten einen Doctor masculini generis erwarteten. Nachdem sich die erste Ueberraschung gelegt hat, fahren wir in einer srischen Berlinerfutsche erster Klasse in das altehrwürdige Damascus ein, allwo mich Frau Dr. M. in ihrem reizenden Häuschen herzlich empfängt und bewillkommt.

Von Damascus werde ich dir unendlich viel zu erzählen und zu berichten haben — somit Addio für heute.

Mit herzlichen Grüßen

Dein Sephy.

Warum gibt es keine guten Dienstboten ?

Von Emma Regnier.

Gewisse Fragen sind in aller Mund. Jeder könnte sie sich mit Leichtigkeit selber beantworten, wenn er einmal ruhig und ernstlich darüber nachdenken wollte. Ueber die Dienstbotenfrage zum Beispiel redet ja Jeder, aber nur so im Allgemeinen spricht man nach, was man hier und da gehört hat, ohne weiter darüber nachzudenken. Man nimmt an,

daß der Fabrikbetrieb sehr viele weibliche Kräfte beanspruche und daß die verhältnismäßige Freiheit einer solchen oder ähnlichen Stellung den Mädchen weit lieber sei, als die Gebundenheit in der Familie. Dies kann aber weder als Lösung der Frage in der Gesamtheit dienen, noch den einzelnen Fall erklären, der immer gerade den Einzelnen zur schärfsten Beurteilung der wirklich unerquicklichen Zustände veranlaßt. Nur eine eingehende Untersuchung kann hier von Nutzen sein, eine Untersuchung die nicht einseitig sein darf, die sich aber auf das eigentliche Gebiet erstreckt und das Gebiet der Diensthoten ist eben doch die Familie, die Häuslichkeit.

Jeder Mensch sucht einen Vorteil. Findet etwa die dienende Klasse jetzt nicht mehr den gleichen Vorteil im Dienste der Familie wie früher? Die Leute sagen immer es sei „früher anders“ gewesen. Besonders in den sogenannten „guten Familien“, denen ein unverwüßlich konservatives Element innewohnt, geht die Sage vom „Diensthoten aus der guten alten Zeit.“ Wie leicht erklärt sich das! Ist es doch nur natürlich, daß man den tüchtigen und brauchbaren Leuten ein längeres Andenken bewahrt als den nutzlosen, mittelmäßigen oder ganz schlechten. Die guten Diensthoten streicht man vor anderen heraus und brüstet sich ordentlich mit ihrem Wert, die schlechten sucht man heimlich weiterzugeben, wie ein falsches Geldstück. Das wird in der guten alten Zeit genau so gewesen sein wie heute. Es ist nur anzunehmen, daß infolge der engeren Verhältnisse, der unentwickelten Verkehrszustände die Menschen mehr darauf angewiesen waren, aus ihrer Häuslichkeit die Welt zu machen, in der sie lebten und starben, und da nahm man sich eben die Zeit, seine Diensthoten zu erziehen. Wer nimmt sich aber heute dazu die Zeit? Jeder will's gut haben, bequem haben, die Hausfrauen sowohl als die Diensthoten. Da sagen nun die Herrschaften: „Wir bekommen keine guten Diensthoten mehr,“ und die Diensthoten: „Wir finden keine guten Stellen mehr, — wer hat da Recht! Natürlich haben beide Teile Recht. Wie kann das sein?

Es ist gerade wie mit dem falschen Geldstück: Niemand will's gemünzt, gesehen oder weiter gegeben haben. Keiner will für schlecht oder dumm gelten und so kursirt die falsche Münze weiter, zum unendlichen Aerger der Vielen. Jeder hofft auf dem Tauschwege etwas Besseres dafür einzulösen, und so wechselt man weiter, das Geld und die Dienstmädchen, in der Erwartung, daß ersteres einmal selbst zur Münze laufe und letzteres sich selbst erziehe.

Ja, was erwarten die Dienstgeber denn überhaupt von ihren Diensthoten? So ziemlich alles, was sie selber nicht leisten können oder wollen. Fassen wir einmal speziell die Hausfrau des gediegenen Bürgerstandes ins Auge, wo der Hausstand aus einem, zwei oder drei Dienstmädchen ge-

bildet wird. In welchem Verhältnis steht die Tätigkeit dieser Frauen zu der Tätigkeit der Männer gleichen Standes? Leisten sie ein Äquivalent an Arbeit zu der Leistung der Männer? Bringen sie die erforderlichen Kenntnisse mit in den Beruf der Ehe? Die Kenntnisse der Arbeiten, die der häusliche Betrieb mit sich bringt? Ist die Hauswirtschaft nicht etwa auch ein Geschäft, das verstanden sein will, das nur unter einer guten Oberleitung gedeihen kann? Es ist sogar ein ganz schwieriges und kompliziertes Geschäft, das der aufmerksamsten Ueberwachung bedarf, wenn es erfolgreich geführt werden soll. Gedankenloser Dilettantismus richtet im Haushaltswesen das größte Unheil an. Tausend und abertausend Frauen stehen an der Spitze großer Haushaltungen, ohne mehr als die oberflächlichsten Kenntnisse vom Betrieb zu haben. Es ist ein haltloses Dilettieren in den Haushaltsgeschäften, das sich bitter rächt. Kein Mann wird ein kompliziertes Geschäft übernehmen, ohne sich vorher gehörig zu informieren; hat er theoretisch begriffen, was er betreiben will, so geht er dann seiner praktischen Ausbildung nach. Beschäftigt er Leute, so sucht er sowohl die Leistungen des Einzelnen, als auch die seines Gesamtpersonals zu verstehen. Der Erfolg mancher Unternehmen hängt oft einzig und allein von der guten Oberleitung ab; die Oberleitung besteht in der Uebersicht über das Ganze und der Heranbildung eines guten Personals. Tüchtige Leute, fertige Arbeiter findet man auch nicht nur so auf der Straße oder auf dem Vermittlungsbureau; man muß sie sich heranbilden, heranziehen! Je tüchtiger der Meister, umso tüchtiger der Gesell! Nichts wirkt so erzieherisch wie das Beispiel.

Die „Frau von Heute,“ ist in einem Uebergangsstadium begriffen. Sie steht noch unter dem Schatten der „Frau von Gestern“. Einst galt das Lob der Häuslichkeit als das Höchste, so daß man sogar der geistvollen Frau mit keinem geringen Mißtrauen begegnete. Es entstanden daraus zwei Lager unter den Frauen, die zum Teil noch fortbestehen. Der eine Teil blickte voll Mißtrauen auf die kluge hochgebildete Frau, und diese erfand voll Geringschätzung die oft zitierten Worte: „blos häuslich!“ Wir können heute auf Grund unserer Erfahrungen und des Fortschrittes auf allen Gebieten die Verschmelzung dieser beiden Sorten Weib verlangen. Wir wollen nicht die Frau, die „blos häuslich“ oder „blos gebildet“ ist, sondern die gebildete häusliche Frau. Von dieser Frau erwarten wir die Heranbildung gediegener weiblicher Dienstboten.

Das Haus ist die Erziehungsanstalt für Dienstboten. Da sucht ein junges sechzehnjähriges Ding einen Dienst. Von Haus aus kann es nicht viel; in ärmlichen oder bäuerlichen Verhältnissen groß geworden, hat es auch keine Gelegenheit gehabt, die städtischen Gebräuche, die Gewohn-

heiten der wohlhabenden Klasse kennen zu lernen. Es kommt also zuerst zu Kindern, bei denen spielt es sich so durch. Ist es intelligent, so kann es in der ersten Stelle schon viel lernen, besonders wenn eine aufmerksame, umsichtige Frau das Hauswesen leitet, und vor allen Dingen, wenn diese Frau es versteht, durch gute und verständige Behandlung die besseren Seiten in dem Charakter des Mädchens zu wecken. Gewiß schlummert in jedem Menschen ein Gutes und ein Böses, auf dessen Grund der Höherstehende, der Gebildete einen unbegrenzten Einfluß auf den Tieferstehenden, Ungebildeten ausüben kann. Der Mensch reagirt auf Eines so schnell wie auf das Andere. Am dauerndsten sind die Eindrücke der Jugend. Gewiß sind die ersten Dienstjahre die wichtigsten im Leben eines sich heranzubildenden Dienstmädchens. Gewiß verdankt ein tüchtiges, in häuslichen Geschäften erfahrenes Mädchen seine Ausbildung einer ebenso tüchtigen als humanen Frau. Wo sollte das Mädchen seine Ausbildung sonst herhaben?

Man vergegenwärtige sich einmal die Hauswesen, die heute den Durchschnitt bilden, die auf einen jährlichen Verbrauch von sechstausend oder mehr Mark eingerichtet sind. Man will nach außen möglichst viel vorstellen, man verlangt aber für wenig Geld möglichst viel, sei es nun an Material oder Arbeit. Solche Familien sind der reinste Verderb für die bestveranlagten Mädchen. Hier ist der Dilettantismus im Hauswesen so recht zu Hause. Die Frau gilt als sehr gebildet. Weil es so oft nur eine Halbbildung ist, besteht eine Geringschätzung der herkömmlichen häuslichen Geschäfte. Manbürdet den Dienstboten alles auf, ohne selbst Hand anzulegen. Man läßt sich von Morgens bis Abends bedienen und häuft gedankenlos einen Tadel auf den andern, bis ein Mädchen verdrossen den Dienst kündigt. Solche Frauen haben alle paar Monate ein anderes Mädchen. Sie führen nur immer die Klage im Mund: „Die Mädchen können nichts und leisten nichts!“

Wie aber sollen Mädchen etwas lernen bei Frauen, die selbst nichts können, etwas leisten, bei solchen, die selbst nichts leisten, die überhaupt noch nie über die Forderungen nachgedacht haben, die man gerechterweise an Dienstboten stellen darf?

Die Frau, die anfängt, richtig und verständig über die Dienstbotenfrage nachzudenken, wird sich sagen müssen, daß man für 18 bis 20 Mark per Monat keine perfekte Köchin mieten kann, kein Mädchen für alles, die Köchin, Zimmermädchen, Wäscherin und Büglerin, alles in einer Person ist. Nur dem Unverstand, dem Mangel an Nachdenken und Feingefühl ist es zuzuschreiben, wenn in solchen Familien ein ungerechtfertigter Luxus auf der einen Seite getrieben wird und in der Verpflegung der

Dienstboten augenscheinlich Knauferei herrscht. Während alle Nahrungsmittel mit genauer Berechnung für das Personal abgemessen werden und oft aus einem recht spärlichen Abfall bestehen, zählen auf dem Herrschaftstisch die teuersten Delikatessen zur Tageskost. Eine zu üppige, sich überhebende Lebenshaltung ist unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstand, besonders wo beschränkte Geldmittel eine einfachere gesündere Lebensweise zur Notwendigkeit machen und hat unvermeidliche Konflikte im Gefolge. Das Resultat ist zunächst eine allgemeine körperliche Verweichlichung, besonders der Frau; totale Unfähigkeit, eine körperliche Arbeit zu verrichten oder nur intelligent zu leiten, und ganz verschwommene Begriffe über die Leistungsfähigkeit der Dienstboten. Man weiß nicht recht, wo beim Dienstboten der Mensch anfängt und der Sklave aufhört. Vor allem verlangt die Herrschaft von der Dienerschaft eine volle Anteilnahme an allen Ereignissen im Rahmen der Familie. Ist man krank, will man gepflegt sein. Bei einem Trauerfall verlangt man ein rücksichtsvolles Benehmen. Ist man heiter und veranstaltet Geselligkeiten, so soll das Personal mit Eifer und Freundlichkeit jede Mehrarbeit auf sich nehmen, flink und tadellos verrichten, — kurz, man verlangt für den Lohn nicht nur Dienstleistungen, sondern volle Hingabe der Persönlichkeit im Dienste.

Aber was tut man dagegen, gibt man ein besonderes Äquivalent dafür, über den Lohn und die Verpflegung hinaus? Ist man geneigt, Rücksicht und Rücksicht zu üben, wenn persönliche Beziehungen der Dienstboten einmal störend in die häuslichen Geschäfte eintreten? Ein Krankheits- oder Todesfall ruft zuweilen die Mädchen in die Heimat, es können auch geringere persönliche Angelegenheiten sein. Hört man da nicht mitunter den herzlosen Ausruf: „Dienstmädchen sollten keine Familie, keine persönlichen Beziehungen haben, es stört das Dienstverhältnis!“

Weiter! Wie häufig begegnet man der Ansicht, ein Dienstmädchen dürfe keine „Bekanntschaft“ haben, keine männliche Bekanntschaft, also keinen Schatz! Der Schatz der Dienstmädchen ist ja das immerbereite Ziel für Witzbolde und ein unerschöpfliches Thema der humoristischen Blätter. In guten „soliden“ Familien ist es alter Brauch, beim Mieten eines Dienstmädchens die Bedingung zu stellen, daß es „keine Bekanntschaft“ unterhalten dürfe. Man kann aber doch mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß jedes junge und tüchtige Mädchen Anhänger und Bewunderer unter Männern seines Standes findet, daß die leichtsinnigen und mittelmäßigen Mädchen aber erst recht einen „Schatz“ sich zulegen, ohne vorsichtige Auswahl zu treffen. Daß bei Herrschaften, die nur unter dem Zwange eines solchen Verbotes Mädchen mieten, die Dienerschaft zu Heimlichkeiten ihre Zuflucht nimmt, ist doch nur die natürliche Folge

eines solch ungerechtfertigten Verfahrens. Freie Verfügung über die Person ist das einfachste Menschenrecht. Kein Dienstgeber darf dies in solchem Maße beschränken wollen, daß er ein Verbot betreffs des Verkehrs eines Mädchens außer Hause aufstellt, so lange dieser Verkehr in sittlich unbeanstandeter Weise vor sich geht. Gerade die Verheimlichung, zu der man die Mädchen in ihren kleinen Herzensangelegenheiten zwingt, ist das Verderben manches Mädchens. Es fehlt ihnen die Stütze, der Halt, die sie im eigenen Heim genossen. Statt bei der Dienstherrschaft Schutz zu finden, ist ein Mädchen in seiner ganzen Unerfahrenheit allen Versuchungen preisgegeben. Daß eine immer tiefer einreißende Unmoralität und Verschlechterung der Charaktere bei der dienenden Klasse die Folge davon ist, liegt doch klar auf der Hand.

Könnten sich Dienstgeber nicht mit Leichtigkeit in ein angenehmes und gutes Verhältnis zu ihren Leuten setzen, wenn sie ihnen beim Dienstantritt sagen würden: „Sie treten als gleichberechtigtes Mitglied in meinen Familienkreis ein. Sie haben teilzunehmen an unserer Arbeit und Sorge, an unseren Leiden und Freuden. Sie werden sich unseren Gewohnheiten anzupassen suchen, wir dagegen wollen uns Ihrer weiteren Ausbildung im Dienste der Familie annehmen. Wir geben Ihnen so und so viel Lohn und so und so viel freie Zeit, die Sie mit Bekannten verbringen dürfen unter der Voraussetzung, daß Sie uns offen und ehrlich über Ihren Bekanntenkreis Aufschluß geben.“

Wenn auch nicht gerade mit solchen Worten den Mädchen ein herzliches Entgegenkommen beim Dienstantritt gezeigt wird, so liegt es doch in der Macht der Hausfrau, ihre Dienstleute in unauffälliger Weise ihre gute Gesinnung fühlen zu lassen. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn eine gute Behandlung der Dienstleute nicht auch gute Früchte tragen sollte. Eine Steigerung der Leistungsfähigkeit, des Ehrgeizes, sich hervorzutun, und ein neuer frischer Zuzug besserer Mädchen in den Familiendienst wären davon zu erwarten. Wie manches mittellose Mädchen, das auf den Verdienst zu seinem Unterhalt angewiesen ist, würde den Schutz, die Annehmlichkeit eines Familienlebens dem Ladiendienst vorziehen; es würde ihr gesundheitlich weit zuträglicher sein, die abwechslungsreiche Hausarbeit mit dem monotonen Einerlei einer Verkaufsstelle zu vertauschen. Das tagelange Stehen, die dumpfe, verdorbene Luft in manchen Verkaufsstellen wirken ja so gesundheitsschädigend auf den jugendlichen weiblichen Organismus. Hochgradige Bleichsucht und manche weniger bekannte, aber nicht minder häufige Uebel sind die Folgen davon. Und doch suchen Mädchen immer wieder mit Vorliebe diese Stellen auf, obwohl sie sich oft nur kümmerlich ernähren können, ärmlich gekleidet



„Benedikt Fontana.“

gehen, gesundheitlich geschädigt sind und auf Grund dieser jammervollen Lage in sittlicher Haltlosigkeit elend verkommen. Warum? Weil der Dienst in der Familie eine fortlaufende Reihe von Pflichten mit sich bringt, ohne menschliche Rechte zu gewähren. Diese Stellungen stehen so tief in der Schätzung des Volkes sowohl als der Gebildeteren, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn sich nur die geistig Unbedeutenden und Beschränkten dazu melden. Ob man nun auf die höhere oder die geringere Intelligenz einzuwirken sucht — der Mensch wird von Natur aus an Arbeitskraft selten mehr einsetzen, als eben zu seinem Unterhalt erforderlich ist, wenn man nicht seinen Ehrgeiz anzuspornen weiß, sodaß er freiwillig einem höheren Ziele zustrebt. Es bewährt sich ein alter Spruch von neuem: „Wie die Herrschaft, so's Gefinde!“ Wer wollte daran zweifeln, daß bei Familien, die immer ein sogenanntes „Glück“ mit ihren Dienstmädchen haben, die langjährig und treu im Dienst verharren, ein ganz besonderes Etwas vorliegen muß, das die Mädchen fesselt! Sollte es nur an dem „guten Mädchen“ oder nur an der „guten Herrschaft“ liegen oder an Beiden? In einer Familie im Badischen, wo unlängst ein weiblicher Diensthote nach fünfundzwanzigjähriger treuer Dienstleistung das Verdienstkreuz bekam, sagte die Dame des Hauses recht zutreffend: „Mein Mädchen hat das Verdienstkreuz bekommen, weil sie's fünfundzwanzig Jahre mit mir ausgehalten hat, aber was bekomme' denn ich?“

Also beruht das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch doch immer auf Gegenseitigkeit, wenn es sowohl erträglich und angenehm, als auch nützlich sein soll. Wir wiederholen, daß die Hebung des dienenden Standes Sache der Gebildeten sein muß, Sache jedes Einzelnen werden soll. Nur die Halbbildung wird mit Geringschätzung auf häusliche Fertigkeit herabblicken und die Notwendigkeit für jedes Mädchen, für jede Frau, sich solche anzueignen, unterschätzen. Die Ehe ist ein Beruf für sich, und jeder Beruf erfordert Vorkenntnisse und ein fortdauerndes Studium. Auch in den häuslichen Arbeiten ist eine Aenderung, ein Fortschritt ersichtlich. Der „gebildeten häuslichen Frau“ sei es vorbehalten, auf dem Gebiete der häuslichen Arbeit nützliche und gute Reformen durchzuführen. Es läßt sich manches Veraltete abschaffen und durch ein Neues, Einfacheres ersetzen. Bestimmte Vorschläge zur Verbesserung der Lage lassen sich jedoch nicht machen, es können nur Vorschläge im Allgemeinen sein, die der Einzelne seinen individuellen Verhältnissen anzupassen suchen muß. Die Familie bildet einen kleinen Staat im Staate, wo Ordnung in den inneren und äußeren Angelegenheiten zum Wohl des Ganzen, und Gleichberechtigung zum Glück des Einzelnen den wesentlichsten Beitrag liefern. Der Ausgleich in der Stellung zwischen Hoch und Nieder, Reich und Arm,

Begabt und Unbegabt wird in allen Lagen zu erreichen sein durch gerechte Anerkennung der geringen sowohl als der bedeutenden Leistung des Einzelnen, seitens des Einzelnen. Die bedeutende Leistung zwingt von selbst zur Anerkennung — aber die geringe Leistung lernt man erst schätzen auf einem Umwege, entweder im Vergleich zur eigenen Unzulänglichkeit oder dadurch, daß man sich zu der sittlichen Höhe durchgerungen hat, wo man die Berechtigung jedes einzelnen kleinen Menschen an ein menschenwürdiges Dasein erkannt hat und dafür mit der Tat einzustehen bereit ist.

(Krff. Btg.)



K a k e n w u n d e r.

Nachdruck verboten.

Von Adolf Bögtlin.

„Ich sag's alleweil, wir habe zwei unsaubere Geschöpf' im Hause,“ brummte der Schustermeister Johann, der vor dem Hinterhaus auf seinem Dreibein im Hofe saß, den Draht pichte und dabei über die Arbeit hinweg nach seinen zwei kränklichen Kindern schaute, welche das schmutzige Gesicht und die dünn behaarten Schädel mit Schorf bedeckt, im Hofsand herumbästelten. „Ich sag's alleweil“ — wiederholte er — „und das and're ist die Kak'!“ Dabei warf er seiner stämmigen Frau, die unter der Laube mit blanken Armen im Wascheimer hantierte, einen ziemlich herausfordernden Blick zu, der nicht gerade freundlich aufgefangen wurde, aber ohne mündliche Antwort blieb. Sie wusch nur um so eifriger und patzte etwas kräftiger mit dem Seifenstück auf dem Weißzeug herum. Sie mußte ihren Mann verstanden haben, wie denn auch mir, der ich, aus dem Vaterhaus blickend, mein Auge sich weiden ließ an dem Sommernachmittagsidyll, kein Wort entging.

Johanns Ritterlichkeit war beleidigt, da der von ihm hingeworfene Handschuh nicht aufgenommen wurde. Er setzte sich mit einem Ruck auf seinem Dreibein zurecht, um für den bevorstehenden Kampf, den er nun einmal wollte, die nötige Sattelfestigkeit zu kriegen und griff nach dem Cigarrenstummel, der neben ihm auf dem Werkzeuggestische lag, tat einige ungeduldige Züge und blies dann übermäßige Rauchwolken von sich. Es zuckte dem Meister in allen Muskeln. Jetzt hob er einen Fuß und stampfte damit auf den Boden, so daß das Käzchen, welches sich vor ihm behaglich sonnte, erschreckt aufsprang und seine Zuflucht hinter dem Wascheimer suchte. Bald aber glaubte es dem Landfrieden wieder trauen zu dürfen, kam, langsam sich reckend, hervor und schmiegte sich zutraulich